

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 78.

Samstag, 1. April.

1916.

Um Ehre und Leben.

(Nachdruck verboten.)

(4. Fortsetzung.)

Roman von Paul Bliz.

Frau Luise, die noch immer unter der gräßlichen Erregung der letztvergangenen Tage litt, hörte stumm, fast apathisch zu und nickte nur.

Lucie indessen trat zur Mutter hin und suchte sie energisch zu überreden, daß sie auf ihr Vermögen verzichtet leiste zugunsten all der armen Leute, die durch des Vaters ehrlichen Namen sich hatten täuschen lassen.

Kurt, als er dies hörte, wurde wütend. Ganz offen erklärte er, daß er diesen Stolz für durchaus unangebracht halte, daß die unschuldige Mama doch nicht unter Papas Irrtum leiden dürfe, und daß man der alten Frau doch nicht den letzten Notarroschen nehmen könne.

Doch Lucie blieb fest. Ruhig sprach sie weiter:

„Natürlich zwingen kann Mama niemand, das Geld herauszugeben. Aber ich meine, wir sind es unbedingt dem Namen, den wir tragen, schuldig, soviel als möglich dazu beizutragen, daß die Leute zu ihrem Gelde gelangen, das sie Papa anvertraut hatten.“

Kurt aber rief wütend dazwischen: „Ja, wovon soll denn Mama fortan leben?“

Und ruhig antwortete die Schwester: „Ja, sind wir denn nicht da? Wir sind doch jung und gesund, wir werden eben fortan für Mama arbeiten.“

Da schwieg Kurt verlegen und sah ganz eigentümlich von einem zum anderen; er verstand nicht recht, was damit eigentlich gemeint sei.

Aber Lucie ließ nicht nach, bis sie es durchgeführt hatte, daß die Mutter ihr Geld mit in die Masse gehen ließ. — Möchte man über den Papa sagen, was man wollte, jedenfalls sollte man ihnen Dreien nicht nachreden, daß sie sich auf Kosten der armen Gläubiger bereichert hätten!

Von dem Tage an waren sie arme Leute und nur auf den Verdienst ihrer Hände angewiesen.

Wie befreit atmete Lucie auf. Nun erst konnte ein neues, ein froheres Leben beginnen. O, sie war so hoffnungsfroh, daß sie spielend alles das ertrug.

Nur einmal erbehte sie noch bis ins innerste Mark hinein. Das war, als Kurt ihr die Zeitung zureichte und sie auf eine Notiz vernies.

Sie ahnte fast, was sie da lesen würde. Und richtig, es war eine militärische Mitteilung. Der junge Graf Schmittwitz hatte sich für ein Jahr beurlauben lassen, um an einer Forschungsreise nach Indien teilzunehmen.

Das Blatt entkam ihrer zitternden Hand. Sie biß die Zähne zusammen, um nicht aufzuschreien zu müssen. — Er war ihr verloren, verloren für immer. — Dann ging sie in ihr Zimmer, schloß sich ein und weinte still und bitterlich.

Aber als sie wieder zum Vorschein kam, sah sie ruhig und gefaßt aus und mit keinem Wort erwähnte sie des Vorfalles mehr. Selbst als am anderen Tage ein herzliches, aber doch endgültiges Abschiedsschreiben vom Grafen kam, selbst da blieb sie fest und stolz und zuckte mit keiner Wimper. Da bekam Kurt zum ersten Male ernsthaft Respekt vor seiner Schwester.

Einige Wochen waren vergangen.

Noch immer lebte die Familie still und wie vergessen für sich allein.

Die beiden Damen gingen in Schwarz. Sie betrauernten den Vater als einen Toten. Zwar hatte man die Leiche nirgends gefunden, auch die Nachforschungen, die man von Seiten der Familie heimlich hatte halten lassen, blieben resultatlos. Aber dennoch konnte man nur mit der Tatsache rechnen, daß der Unglückliche seinem Leben gewaltsam ein Ende gemacht hatte und tief unten am Meeresboden irgendwo seine letzte Ruhestätte gefunden hatte.

Nach und nach war der stumme Schmerz der Angehörigen einer ruhig würdevoll ernsten Haltung gewichen. Man mußte sich eben in das Unabänderliche fügen, da ja die Geschehnisse des Tages und die Sorge um die Zukunft alle drei Nachgeblienen ernsthaft beschäftigte, so fand man sich eben allmählich wieder in das Getriebe des Lebens mit all seinen Sorgen und Kümmernissen zurück.

Die größte Schwierigkeit bereitete die Frage, was nun aus Kurt werden sollte. Er mußte irgend einen Beruf ergreifen, der ihn in die Lage brachte, möglichst bald Geld zu verdienen. Wie das aber anstellen? Er hatte nie für anderes als Militär Interesse gehabt. So sann und grübelte man und kam zu keinem rechten Resultat.

Wiel leichter und froher sah Lucie ihre Zukunft vor sich. Sie würde Klavierunterricht geben. Natürlich mußte man nach geregelter Abschluß des Konkurses sofort den Ort verlassen und nach Berlin ziehen. Dort würde sie durch Empfehlungen sicher schnell einige Schüler finden. Auch ihr Maltalent würde sie von nun an in irgend einer Art nutzbringend verwenden. Und schließlich konnte sie auch Sprachstunden geben.

Ihr war um die Zukunft nicht Angst. Mit frohem Mut ging sie in das neue Leben hinein. Nur erst heraus aus dem Städtchen, wo ihr die Steine unter den Füßen brannten, wo sie den mitleidvollen Blicken zu erliegen drohte! Nur erst frei auf sich selbst gestellt sein!

Wenn die Mutter sie so von der Zukunft reden hörte, dann legte sie ihren Arm um den Hals der Tochter und sagte voller Behmut: „Mein armes Mädelchen, wie leid ist es mir um dich! Du hast deinen Bräutigam verloren und sollst nun arbeiten wie ein Proletarienkind. Du, die zur Gräfin erzogen worden war — schrecklich ist das doch!“

Es war das erste Mal, daß die Mutter seit der Katastrophe davon sprach.

Lucie wurde rot. Aber sie biß die Zähne zusammen, machte sich hart und fest und dann antwortete sie: „Eins bitte ich dich, Mutterchen, sprich nicht wieder von meinem Bräutigam; übrigens war er es noch gar nicht; wir hatten uns noch nicht endgültig ausgesprochen; und das war sehr gut; denn unter den obwaltenden Umständen wäre ich niemals seine Frau geworden. Also, bitte, sprich nie mehr davon! Und was das andere, die Arbeit be-

trifft, deshalb mach' dir nur keine Sorge! Ich arbeite gern; und ich wünsche, es wäre nur erst so weit!"

Und es kam bald so weit.

Der Konkurs nahm eine Wendung zum Guten.

Eine große Anzahl überseeischer Montanaktien, die im Besitz der Firma waren, und die zurzeit der Katastrophe durch enormen Kurssturz fast jeden Wert verloren hatten, waren urplötzlich durch eine Entdeckung von neuen Goldfeldern derart gestiegen, daß diese Aktien jetzt ein ganz respektables Kapital bildeten, das natürlich den Gläubigern zugute kam. So ergab sich denn, als der Verwalter das Fritz zog, daß, nachdem das Grundstück und alle Werte zu Geld gemacht waren, nicht nur alle Gläubiger voll befriedigt wurden, sondern daß auch noch ein paar tausend Mark für die Angehörigen herauskamen. Und das war gut.

Denn jetzt, nun die Familie den Ort verlassen wollte, kam es ihr sehr zustatten, daß sie nicht ganz ohne Mittel in die Fremde hinauszog.

Auch die Stimmung in der Stadt schlug, als niemand Geld verlor, zugunsten der armen Hinterbliebenen um. Jetzt aber war Frau Wiise Braun stolz genug, jeden Kondolenzbesuch kurzweg abzuweisen und nach wie vor in stiller Zurückgezogenheit allein mit den Ährigen zu leben.

Selbst als sich ein paar mitleidige Seelen fanden, die ihr mit Rat und Tat helfend beispringen wollten, lehnte sie höflich ab, aber doch so entschieden ab, daß jedes weitere Anerbieten unterblieb.

Noch wenige Tage bevor die Familie den Wohnsitz wechselte, kam ein Besuch, der sich durchaus nicht abweisen lassen wollte.

Es war Fritz Jensen, der im Hause Braun seine Beurlaubung abgefordert hatte; jetzt lebte er in Berlin, wo er bei einer großen Bank als zweiter Kassierer angestellt war.

Frau Wiise, die gerade allein war, entsann sich seiner noch recht gut als eines braven und tüchtigen Menschen, dennoch empfing sie ihn erst nach wiederholter Bitte seinerseits.

Ein wenig zögernd und verlegen trat er ein. Doch er war tollkühn genug, mit einigen geschickten Worten über das Beinliche hinwegzugehen und gleich den Zweck seines Hierseins zu eröffnen.

„Ganz offen heraus, gnädige Frau“, sagte er mit treuherzigen, lebensfrohen Augen, „ich habe direkt das Bedürfnis gefühlt, Ihnen dieses Anerbieten zu machen. Ich habe hier im Hause, unter der Anleitung meines ehemaligen Chefs, soviel die Verpflichtung fühle, mich nun in irgend einer Weise für all die Anteilnahme ein wenig revanchieren zu dürfen, indem ich mir gestatten möchte, nun mich für Sie nützlich zu machen. Bitte, bitte, gnädige Frau, erlauben Sie mir das!“

Die Herrin sah ihn mit wohlwollendem Lächeln an, denn sie erkannte sofort, daß er es wirklich gut meinte. Dennoch aber lehnte sie mit einigen herzlichsten Worten ab.

Er jedoch blieb standhaft. Mutig und mit frühlichem Freisinn fuhr er fort: „Natürlich werde ich mich Ihnen nicht aufdrängen, ich bitte nur um die Erlaubnis, Ihnen meine Adresse hinterlassen zu dürfen, denn es könnte doch sein, daß ich, der Berlin schon gut kennt, Ihren Angehörigen, vor allem Ihrem Herrn Sohn, vielleicht behilflich sein könnte, wenn er nun einen neuen Beruf zu ergreifen gedenkt.“

Frau Wiise wurde plötzlich interessiert; nach einigem Bedenken erwiderte sie freundlich: „Es ist wirklich sehr lebenswürdig von Ihnen, Herr Jensen, daß Sie so an uns denken, und es wäre nicht ausgeschlossen, daß wir in betreff meines Sohnes Ihren Beistand erbitten würden.“

„Stehe jederzeit gern zu Diensten, gnädige Frau. Und wenn der Herr Leutnant Lust haben, sich dem Bankfach zu widmen, glaube ich schon jetzt versprechen zu können, daß ich ihm in unserem Hause eine Stelle als Volontär verschaffen kann.“

„Das wäre ja sehr angenehm. Also ich danke Ihnen vorerst herzlich für Ihre große Freundlichkeit, Herr Jensen. Wir wollen alles überlegen und besprechen. Und sowie wir uns in Berlin heimlich gemacht haben, werden wir uns an Sie wenden.“

Er ließ seine Adresse da und empfahl sich.

Zehn Minuten später kam Kurt nach Hause, und sofort machte ihn die Mama mit dem neuen Plan bekannt.

Er zog zwar die Stirn in Falten, denn noch immer konnte er sich nicht daran gewöhnen, daß die herrliche stolze Leutnantszeit nun ein für allemal vorbei sein sollte, schließlich aber hat er um Bedenkzeit, da so ein Schritt doch überlegt sein wollte. Sinnend und niedergeschlagen suchte er sein Zimmer auf. — So war es denn nun feststehende Tatsache, daß er als „Zivilrecht“ fortan wirken sollte, — statt des Säbels den Fußbod, an Stelle des Degens den Federhalter führen. Verdammte miserable Perspektive! Und sehr düster und sorgenvoll blickte er in die Zukunft.

Als Lucie heimkam und von dem Besuche des Herrn Jensen und von seinem Anerbieten hörte, erstaunte sie nicht wenig, ja innerlich erschraf sie soar ein wenig darüber. Indes verriet sie dies mit keinem Wort und hieß die Dispositionen der Mutter gut. Erst als sie in ihrem Zimmer allein war, überdachte sie alles genauer.

Sie hatte den guten Fritz Jensen ganz vergessen und aus dem Gesicht verloren seit jenem Tage, da sie ihn einmal ganz kurz abgewiesen hatte. Da war er purpurrot geworden, hatte seine Stelle gekündigt und war nach Berlin gegangen. Und sie wollte ihn auch damals vergessen! Sie fühlte, daß er sie gern hatte. Deshalb machte sie seiner Hoffnung ein jähes Ende. Denn wohin sollte es führen, wenn die Tochter des Hauses mit einem Komunikationsstute? Nein! Kurz entschlossen hatte sie die Fäden zerrissen. —

Das war damals gewesen, vor Jahren. Deshalb aber kam er nun wieder? Das beunruhigte sie ganz ernsthaft. Aber es blieb ihr in dieser Zeit nicht viel Muße, über die Vergangenheit nachzudenken, denn die Tage des Umzuges rückten näher und näher, und es gab alle Hände voll zu tun.

Endlich, gegen Ende August, war alles so weit, daß man fort konnte. Sanalos und klanglos, am frühen Morgen, als die halbe Stadt noch in den Federn lag, fuhr man von dannen.

Nur der Abschied von dem alten Haus, von den sieben, alten traulichen Männern, in denen man so viel Lust und so viel Weh erlebt hatte, er wurde allen drei schwer. Wieder und wieder schritt Lucie durch die nun leeren Zimmer, so daß ihre Tritte laut widerhallten, und ebenso ging sie durch die Wege des kleinen Gärtchens, das sie mit so viel Sorgfalt gehegt hatte. Alles war voll von tausend Erinnerungen für sie. Und all das zerriff das Schicksal mit rauher Hand. Zu Ende! Alles war jetzt zu Ende, für immer zu Ende!

Mit Gewalt machte sie sich los davon.

Nicht weich werden! Einer neuen Zukunft ging es ja entgegen. Da brauchte man Mut und Kraft.

In Gottes Namen fuhren sie in die Welt hinaus.

Sie hatte eine Wohnung in einer der vielen neuen Straßen, weit vor den Toren Berlins, gemietet. Vier ganz hübsche Zimmer und soar mit einem Balkon, von dem aus man auf die weiten Wiesenflächen sehen konnte. Es war alles ganz hübsch wohllich und anheimelnd, für bestehende Ansprüche soar elegant. Nur ein Übel gab es hier und zwar eins, das von allen dreien gleich schrecklich empfunden wurde: die Nachbarschaft! Da aber dagegen nichts getan werden konnte, so mußte man sich auch darin zu finden suchen und hielt sich soviel als möglich reserviert. Am prinzipiellsten berührt war natürlich Kurt. Er ignorierte einfach jeden Menschen, der ihm auf der Treppe begegnete, und wenn er nicht gerade hinaus mußte, verließ er die Wohnung überhaupt nicht. Am meisten Angst hatte er davor, daß ihn ein Bekannter oder gar ein früherer Kamerad hier in der Gegend treffen könnte.

Fortsetzung folgt.

Wer sich beurteilt nur nach sich,
Belangt zu falschen Schlüssen,
Du selbst erkennst so wenig dich,
Als du dich selbst kannst küßen.
Bodenstedt.

Meine Butternot im Jahre 1874.

Von Charitas Bischoff.

II.

Nach nochmaliger Beratung mit meinem Mann ging ich zu unserem Krämer Roggelsen. Bei ihm fühlte ich mich sicherer, er sprach ziemlich gut Deutsch und verstand jedenfalls, was ich sagte.

„Nehmen Sie uns unsere Lieferungsbutter ab?“ fragte ich. Er zuckte gleichmütig die Achseln und sagte: „Was soll denn ich mit Ihrer vielen Butter?“

„Na, Sie können sie doch verkaufen.“

„I wo! Wie soll ich sie wohl verkaufen? Wer kauft die denn hier! Jeder Bauer hat doch selbst seine Butter. Selbst die kleinsten Leute haben ihre eigene Kuh. Und soll ich sie erst über die Grenze bringen? Die Bauern fahren beständig nach Riepen, da nehmen sie stets Butter mit, und damit nach dem Süden fahren? Nein, dabei kommt für mich nichts heraus. Ich komme ja nicht einmal an einem Tag zurück, wenn ich damit nach Londern fahre.“

„Ach, Roggelsen, nehmen Sie sie doch! Machen Sie doch irgendein Angebot.“

Er zuckte wieder die Schultern und sagte: „Dreißig Pfennig das Pfund.“

„Na, das ist doch zu wenig! Es ist ein Teil von meines Mannes Einnahme, da muß ich ihn doch erst fragen.“

Es liegt mir gar nichts daran. Behalten Sie sie gern selbst, mir sind 30 Pfennig noch zu viel. Bedenken Sie doch, wie verschieden die Butter ist, die da zusammenkommt. Die Bauersfrauen sind verschieden und das merkt die Butter auch.“

Nun machten wir es so: Roggelsen kam mit seinem Einspänner, er lud eine Anzahl Butterbitten ab, setzte dicke Salztüten auf die großen Küchentische und fortierte und freiete den ganzen Tag. Mein Mann wog, rechnete und notierte und eine alte Aufwäscherin wusch das Geschirr. Drinnen aber nahm der ausgezogene Tisch die ganze Stube ein, da empfing und bewirtete ich und lud zum Spazierengehen im Garten ein. Zwischen durch ließ sich auch mein Mann nieder. Angstlich flüsterte ich ihm zu: „Ach, hilf mir doch! Sie erzählen und fragen alles durcheinander und ich kann sie nicht verstehen, besonders wenn sie so alle durcheinander schwätzen.“ Mein Mann runzelt die Stirn und sagt leise: „Laß sie doch! Ich kann sie ja selbst nicht verstehen. Ja, wenn sie Schriftdeutsch sprächen, aber sie sprechen ja ihren Dialekt, da muß ich mich selbst erst einüben. Fassen Sie einen lieblichen Gedanken, sagt der Photograph, das sag ich dir heute. Sei freundlich und liebenswürdig, sie werden heute nicht mehr verlangen. Nächstes Jahr geht's besser, dann haben wir nach allen Seiten dazu gelernt.“

Mein Mann mietete Roggelsens Einspänner und fuhr mit der Butter südwärts: nach Londern. Während der vielstündigen Fahrt auf dem sonndurchglühten, sandigen Wege kam ihm ein Federwagen entgegen, und der da drinnen saß, das war sein Vorgesetzter: der Generalsuperintendent von Schleswig. Mein Mann ließ den Wagen halten und begrüßte den Generalsuperintendenten.

„Na nu?“ rief der erstaunt, „mit was für einer Karette kommen Sie denn da an? Mir scheint gar, Sie haben Ladung? Können Sie denn mit Pferden umgehen?“

„Magnifizenz, die Not ist die beste Lehrmeisterin.“

„Die Not? — Was haben Sie denn für Not?“

„Meine Not liegt da auf dem Wagen. Nicht gerade tragisch. Ich will sehen, daß ich meine Butter in Londern los werde.“

„Konnten Sie die denn nicht anders los werden?“

„Kaum für 30 Pfennig das Pfund.“

„Ja freilich, das ist zu wenig. Und behalten wollte Ihre Frau sie nicht?“

„Nein, die kann nicht schlafen vor Butternot.“

„Das ist lässlich! Wie findet sie sich sonst zurecht? Sie muß manches lernen, woran sie wohl nie gedacht hat. Vor

allen Dingen kriegen Sie sie ordentlich dran, daß sie tüchtig Dänisch lernt. Nächstes Jahr komme ich zur Visitation zu Ihnen, da will ich mich auch bei Ihrer Frau umhören, ob sie sich mit mir auf dänisch unterhalten kann. Na, Ihr Gaul wird doch nicht unruhig?“

„Nein, Magnifizenz, der ist geduldig.“

„Also, viel Glück zu Ihrem Butterhandel und auf Wiedersehen nächstes Jahr!“

— — Ach, wenn ich jetzt die 300 Pfund Butter hätte!!! Wir bräuchten nicht tagelang damit im Lande herumzureisen, um sie loszuwerden.

Aus der Kriegszeit.

Die ersten Festungskriege. Beispiellos in der Kriegsgeschichte aller Zeiten ist die Schnelligkeit, mit der während dieses Krieges die feindlichen Festungen von den deutschen Heeren erobert wurden. Ihren eigentlichen Zweck, den Vormarsch der Feinde zu hemmen und womöglich ganz zum Stehen zu bringen sowie das Hinterland zu schützen, hat keine einzige dieser Festungen erfüllt, sobald sie von unserer Artillerie und Infanterie ernstlich angegriffen wurde. Unsere neuen Erfolge vor Verdun haben diese unauslöschlichen Ruhmesstelen vom Beginn des Weltkrieges uns wieder lebendiger denn je vor Augen gerückt. Da ist es auch von Interesse, sich der primitiven und umständlicheren Art zu erinnern, in der die ersten Festungskriege im Altertum geführt wurden. Damals war es im wesentlichen die Aushungerungsmethode, die die Festungen zu Fall bringen sollte, wenn es dem Angreifer nicht gelungen war, sich der befestigten Stadt durch Ubertumpfung zu bemächtigen. Bei längerer Dauer war man gezwungen, Mordjähne und Verhau, ja sogar feste Mauern mit Gräben rings um die Stadt zu ziehen und so lange mit der Einschließung fortzufahren, bis Hunger oder Verrat die Tore öffnete. Die Sache konnte sich also, wenn die Stadt gut mit Lebensmitteln versorgt war, sehr lange hinziehen, und der Erfolg war keineswegs immer sicher. Oft auch scheiterte das Unternehmen an den großen Kosten, die es verursachte. So hat z. B., abgesehen von anderen materiellen Verlusten, die Blockade von Samos (440—430 v. Chr.) 1200 Talente gelostet, die von Potidäa (432—420 v. Chr.) 2000 Talente (etwa 100 000 Mk.), eine für die damaligen Verhältnisse enorme Summe; sie war nämlich so groß wie die regelmäßigen Staatseinnahmen von zwei Jahren betragen. Erst während des Peloponnesischen Krieges versuchte man, die Einschließung abzukürzen und ihr mehr Nachdruck zu verleihen, indem man einen Sturmbock in Anwendung brachte. Dieser wurde vorgeschoben und sollte einen Teil der Stadtmauer einrennen; durch die Woesche suchten dann die Angreifer in das Innere der Stadt einzudringen. Aber auch das bot Schwierigkeiten, so bei hochgelegenen Festungen, vor denen man erst einen Damm aufschütten mußte, um überhaupt an die Mauer herankommen zu können. Ein breiter Wassergaben, der um die Stadt lief, machte die Annäherung mit einem Sturmbock unmöglich. Die Geschichte der Belagerung von Plataea ist lehrreich für die damalige primitive Art des Festungskrieges. Anfang 429 v. Chr. zog das peloponnesische Heer vor die Stadt. Ein Blockzaun aus den gefällten Bäumen der Umgebung war rings um die Festung gezogen, dann ein Damm gegen eine bestimmte Stelle der Mauer aufgeworfen, wogu das Holz erst vom Nitharongebirge heruntelgeschafft werden mußte. Das dauerte allein 70 Tage. Die Belagerten waren auf ihrer Hut und verstanden es sehr geschickt, die Verwendung des Sturmbockes sowie einen Versuch, die Stadt in Brand zu stecken, zu vereiteln. Nun mußten die Belagerer zu anderen Mitteln greifen: die „Schippe“ trat in Aktion. Sie errichteten zwei zinnenbesetzte Mauern aus Lehmziegeln in 3½ Meter Abstand rings um die Stadt, deren Umfang ½ Kilometer betrug. Da die Mauern aber natürlich in ziemlicher Entfernung angelegt werden mußten, waren sie 2 bis 2½ Kilometer lang. Die Ausführung dieser Mauern bedeutete also schon eine erhebliche Arbeitsleistung, zumal das Material dafür, die Steine, auch erst herbeigeführt werden mußte. Man formte die Ziegel aus Lehm, die bei dem Ausheben von zwei Gräben innerhalb wie außerhalb des Mauerringes gewonnen war. In bestimmten Zwischenräumen saßen Wachtürme quer auf den Mauern. Mitte September 429 war die Arbeit beendet. Nun blieb nur noch eine Beobachtungstruppe zurück; das übrige Heer zog ab. Von

den 500 Verteidigern verstand es die Hälfte, sich im Winter durchzuschlagen, der Rest kapituliert im folgenden Sommer aus Mangel an Lebensmitteln. Im das Jahr 400 v. Chr. wurden von Dionys von Syrakus zuerst bei Belagerungen Geschütze verwendet.

Französische Flugzeugphantasien. Da der Ruhm der französischen Fliegerkunst längst hinter den Erfolgen der Deutschen im Luftkampf verblüht ist, ist die französische Presse auf ein neues höchst durchsichtiges System verfallen, um im französischen Volke immer wieder die Hoffnung auf die endliche Überlegenheit der französischen Luftwaffe zu entfachen. In jeder Woche wird von einer neuen, angeblich bereits fertiggestellten und ausprobierten Erfindung berichtet, die in der französischen Armee angewandt werden soll. Kaum haben die Nachrichten über ein Schweizer Flugzeug, das unbegleitet an jedem beliebigen Punkt in der Luft zu schweben vermag, aufgehört, so tauchen schon wieder neue Meldungen auf, die dem guten Glauben des Bürgers frische Nahrung geben sollen. Diesmal kommt die Nachricht aus Amerika, und der „Gaulois“ ist in der glücklichen Lage, seinen Lesern einiges über das wunderbare Geheimnis zu verraten. Danach soll der bekannte Flugzeugingenieur Santos Dumont einen neuen Aeroplan gebaut haben, und zwar einen Triplan, einen Dreidecker, dessen Flügel eine Spannweite von nicht weniger als 183 englische Fuß haben. Der Motor soll die Leistungsfähigkeit von 1000 Pferdekraften besitzen, und der Apparat soll nicht weniger als 30 Personen mit einer Geschwindigkeit von 250 Kilometer in der Stunde dahintragen. In vornehmer Verzichtleistung auf jede nähere Angabe drückt der „Gaulois“ wieder einmal die Hoffnung aus, daß diese Erfindung den so heißersehnten Sieg der Franzosen in der Luft sichern werde.

Der neue Stahlhelm des englischen Infanteristen. Je weniger die Franzosen in ihrem verzweifelten Kampf an der Westfront von der Gegenwart der englischen Armee verspüren, in je größerer Zurückhaltung die Kommies verharren, desto mehr sucht die englische Kriegszeitung mit Hilfe der Londoner Presse von ihrer herorragenden Tätigkeit von sich reden zu machen. Während die Franzosen bei Verdun eine Division nach der anderen in das mörderische Feuer schiden, während französische Zeitungsleiter, wie Clemenceau, immer dringlicher nach dem britischen Verbündeten rufen, begnügt sich John Bull in seiner angeborenen Bescheidenheit damit, die Ausrüstung seiner Soldaten durch kleine Neueinführungen zu verbessern und sein eigenes Loblied zu singen. Die neueste Tat des englischen Kriegsamtes besteht in der Einführung eines Stahlhelms für die Infanteristen. Die französischen Truppen bluten auf heimlichem Boden, und die englischen Krieger sehen sich kühn den neuen Stahlhelm auf. Und selbst hierin sind die Briten bloß Nachahmer ihrer Genossen auf dem Kontinent, denn der französische Stahlhelm ist längst im Gebrauch, während der englische erst jetzt ins Feld verandt werden soll. Aber — sagt der „Daily Telegraph“ — der englische Helm ist in jeder Beziehung unvergleichlich besser und sicherer als der französische. Ja, er ist mit Hilfe des Munitionministeriums, des Kriegsamtes und einer Schar von Ingenieuren, Zeichnern und anderen Sachverständigen so großartig geworden, daß er in der ganzen Welt nicht seinesgleichen hat. Die militärischen Kritiker — die englischen natürlich — beschreiben diesen Helm als das wissenschaftlichste Kopfschutzmodell, das jemals ausgearbeitet wurde. Der Helm, der die Form einer runden Kappe hat, ist aus besonders gehärtetem Stahl, mit einem schmalen Schildeband über Stirn und Hinterkopf. Die Kopfform ist viel niedriger als die französische. Die Form ist außen überall rund und glatt poliert, damit keine ebene Fläche oder breite Kante den Projektilen ein ebenes und darum leicht durchdringliches Ziel biete. Besonderer Wert wurde auf den geringen Umfang der Kopfform gelegt. Einer der Hauptfehler des französischen Helms soll darin bestehen, daß infolge seiner hohen Form die Luft zwischen Kopf und Helmdede bei kühlem Wetter ein unbehagliches Gefühl von Kälte erzeugt, und daß zugleich das Gewicht des Helms sehr fühlbar wird. Der englische Helm ist mit einem dichten Filzbelag gefüttert, über den eine Schicht Watte gepreßt ist. Zwischen Filz und Watte befinden sich Pfropfen aus Gummi, die eine Erschütterung abschwächen sollen. Die Watteschicht ist mit einem desinfizierenden Mittel getränkt und soll, falls ein Schuß durch den Helm dringen könnte, blutstillend und zugleich antiseptisch wirken. Bisher sollen 100 000 dieser neuen Helme fertiggestellt worden sein.

Die sichtbare Sprache. Vor kurzem wurde in der Presse das Problem erörtert, unsere Schrift auch dem Ohr wahrnehmbar zu machen. Der „Cytophon“ genannte Apparat, dessen Konstruktion vielfach besprochen wurde, kommt der Lösung der Frage, die sichtbare Schrift in eine hörbare zu verwandeln, am nächsten, ohne aber bisher die letzten Schwierigkeiten beseitigt zu haben, deren Überwindung die Schaffung einer allgemein hörbaren Schrift bedeuten würde. Wenn dies in der Zukunft gelingen sollte, würde damit ein beispielloser Schritt in der Überwindung der Blindheit getan sein. Im Anschluß an diese Frage aber taucht das umgekehrte Problem auf: die menschliche Sprache sichtbar zu machen. Hierbei wird zunächst an die Taubheit gedacht, die hierdurch eine unendliche Erleichterung erfahren würde. Doch bei näherer Untersuchung dieses Gedankens kann man sich nicht der Erkenntnis verschließen, daß er überhaupt für die gesamte Kulturwelt von großer Bedeutung wäre. Zur Lösung des Problems der sichtbaren Sprache wurden, wie W. Horstmann in einem interessanten Aufsatz im nächsten Heft der Zeitschrift „Über Land und Meer“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) ausführt, bereits mehrfache Versuche unternommen. Unsere Schreib- und Druck-schrift ist nur ein Teil des ganzen Problems. Wollten wir die Schrift selbst künstlich gewinnen, so müßte der Umweg über Schreiber und Leser ausgeschaltet werden, und es müßten die Zeichen unserer Laute ohne menschliche Zwischenarbeit einzig und allein durch das Sprechen mit Hilfe der zu erfindenden Maschine gewonnen werden. Eine künstliche Schrift wäre erst erreicht, wenn z. B. der Druck der a-Typen schon durch die bloße Aussprache des a-Lautes ausgelöst werden könnte ohne menschliche Zwischenarbeit. Alle Apparate, welche die durch unsere Laute erzeugten Luftschwingungen sichtbar zu machen suchen, gehören hierher. Den Übergang zu dieser Technik bildet das Grammophon. Bei Grammophonenaufnahmen werden die durch das Sprechen erzeugten Luftwellen auf mechanischem Wege auf eine Wachsplatte eingegraben. Es ist also eine sichtbare Sprache, falls wir sie lesen könnten, hätten wir die künstliche Schrift praktisch ausgeführt. Wir sind aber bisher bloß imstande, die überaus feinen Pantunterschiede aufzuzeichnen, wir können sie noch nicht lesen. Hier setzen nun die weiteren Versuche zur Lesbarmachung ein. Man versucht die feinen Schwingungen möglichst groß aufzuzeichnen. Der Stift, der bei der Grammophonenaufnahme die Bewegungen der durch die Laute in Schwingung versetzten Glimmerplatte in Wachs einprägt, wird durch ziemlich lange Ausleger ersetzt, so daß die Vibrationen möglichst groß und dem Auge besser zugänglich werden. Die feinen Enden der Ausleger läßt man leicht über eine rotierende beruhte Walze gleiten, so daß auf der empfindlichen Nussfläche die Wellen leicht sichtbar werden. Die so erhaltenen Wellenzüge haben sich aber auch, obwohl sie in bequemerer Größe ausfallen, bisher noch mit keinen Mitteln einseitig entziffern lassen. Darum wurden neuere Konstruktionen versucht, die außer den Schwingungen der Laute im Munde auch die in der Nase und im Kehlkopf aufzeichnen, so daß die zeichnerische Charakterisierung des Lautes bedeutend schärfer wird. Bei einem solchen Apparat geben die Schwingungen vom Munde durch einen Gummischlauch auf ein Glimmerplättchen über und von hier durch den Ausleger auf die Walze. Derselbe Laut wird auch noch vom Kehlkopf abgenommen und in gleicher Weise aufgezeichnet. Eine derartige Einrichtung wurde auf der Ausstellung für „Sichtbare Schrift“ an der Universität in Kalifornien 1914 verwendet, um gewisse Laute aus aussterbenden Sprachen festzuhalten. Auch mit Hilfe der Elektrizität, durch telephonähnliche Anlagen, suchte man dem Problem beizukommen, ohne allerdings bisher die dem Ohr wahrnehmbaren feinsten Unterscheidungen auch für das Auge kenntlich machen zu können. Bei den ungeheuren Leistungen der modernen Technik ist aber zu erwarten, daß auch hier in vielerleicht nicht allzu ferner Zukunft die erforderliche Vollenendung erreicht werden wird. Dann wäre das Ideal verwirklicht, daß die Worte eines Redners ohne die Arbeit von Stenographen oder Seher an anderer Stelle lesbar erscheinen könnten.

Amerikanischer Humor. Nachdem das Parlamentsgebäude in Kanada abgebrannt war, wurde das große Victoria-Museum provisorisch für die nächste Parlaments-sitzung hergerichtet. Man hämmerte, zimmerte und räumte aus, um alles würdig für die Sitzung herzurichten. Doch als alles fertig war, bemerkte man, daß man vergessen hatte, die Museumstafel über dem Eingang zum Sitzungssaal des Senats zu entfernen. Und auf der Tafel stand: „Sammlung fossiler Tiere.“ („Manitoba Free Press.“) — „Was willst du werden, wenn du erwachsen bist?“ fragte ein Schulfreund einen Kameraden. „Ein amerikanischer Bandit in Mexiko.“ „Aber ist das nicht sehr gefährlich?“ „Ach nein. Es wird ja auf keiner Seite ernstlich geschossen aus Furcht vor einer internationalen Verwicklung.“ („Life.“) — „Glauben Sie, daß dieses ältliche Mädchen noch niemals seine Meinung ändern und heiraten wird?“ „Nein. Wenn sie heiratet, so könnte es nur geschehen, weil einer ihrer Bekannten seine Meinung geändert hat.“ („Richmond Dispatch.“)